

(Nachdruck verboten.)

5)

Strandgut.

Von Ernst von Wolzogen.

(Schluß.)

„Aber die Mutter kam doch wieder zu sich, erfuhren Sie da nicht . . .?“ fragte Ole Thorsten, der mit lebhaftester Spannung zuhörte.

„Ja, freilich kam sie wieder zu sich,“ erwiderte der Feuermeister mit einem Seufzer. „Aber der Schrecken und die übermenschliche Anstrengung hatten die arme Frau ganz um den Verstand gebracht. Sie konnte uns auf keine Frage mehr Auskunft geben, sprach überhaupt kein vernünftiges Wort und schien sogar ihr eigenes Kind nicht mehr zu kennen. Nur einen einzigen Anhalt fanden wir an dem Korkgürtel, der sie getragen hatte: da war nämlich mit schwarzer Oelfarbe, die aber schon arg verblichen und abgeplittert war, der Name „Thyra“ aufgemalt und drunter der Name des Heimatshafens; aber gerade der mußte unglücklicherweise bis auf ein R am Anfang und ein A in der Mitte ganz unleserlich geworden sein. Wir kreuzten damals den ganzen Tag herum, ohne eine weitere Spur von einem Braut oder gar von einem Menschen aufzufinden. Natürlicherweise kam hernach der ganze Bericht in die Zeitungen, es wurden Aufrufe erlassen, bei den Versicherungsgesellschaften angefragt — aber alles vergeblich — kein Fahrzeug Namens „Thyra“ wurde je als verloren gemeldet. So blieben sie denn alle drei mein Eigentum, Mutter, Kind und Klavier. Die Kleine nannte ich nach dem Schiffe, und ihren Geburtstag feiern wir am ersten September, dem Tage, an dem sie mir beschert wurde.“

Der Alte schwieg und fuhr sich mit dem Handrücken leicht über die Augen. Er hätte doch nicht gedacht, daß die Erinnerung ihm noch zu thun machen könnte. So guckte er still vor sich hin zu Boden und lauschte auf die munteren Töne des Liedes, das eben zu Ende ging.

Nun schwieg die helle Stimme da drin, und man hörte den Stuhl rücken. „Schon genug?“ rief der Feuermeister, der gern nach der Aufregung des Erzählens noch ein wenig Frist haben wollte, bis er seiner Thyra wieder ruhig entgegenzutreten konnte. „Steh' noch nicht auf, Kind, sing' uns noch eins! Ein Volkslied oder so etwas.“

„Wird es auch Herr Thorsten nicht zu viel?“ klang es mit leisem Spott zurück.

„Ich sollte meinen . . . He! Thorsten! . . . Gott bewahre, Mann, was ist Ihnen denn?“

So rief der Alte ganz laut und so erschrocken, daß Thyra in größter Hast herbeigelaufen kam, um zu sehen, was es gebe.

Da stand der Vater über Oles wachsbleiches Gesicht gebeugt und riß die Augen weit auf. Ole war ohnmächtig in seinem Stuhl zurückgesunken, und der Kopf mit dem langen, verwilderten Haar neigte sich matt zur Seite. Das Mädchen goß sofort aus einem ihrer Duftfläschchen ein gut Teil auf ihr Taschentuch und hielt ihm das unter die Nase, während der alte Mortensen sich daran machte, ihm die Handgelenke zu reiben. So brachten sie ihn bald genug wieder zu sich.

Er schlug die Augen auf und blickte fast wild um sich. Ein brennendes Rot schoß in seine Wangen, als er Thyra gewahr ward. Und dann packte er plötzlich den Feuermeister am Arm und rief kurzatmig und mit heiserer Stimme: „Sagten Sie nicht „Thyra“ hieß das Schiff?“

„Nun ja — freilich — ich denke wohl . . . aber . . .“ Der Alte bemühte sich vergebens, durch bedeutsames Augenwinkeln Ole zu erinnern, daß sein Mädchen ja von der Geschichte nichts ahnen sollte.

„Und ein R, ein A konnten Sie noch lesen?“
„Natürlich, so war's. Was half uns das? Wir wußten ja nichts, was für einer Nation . . .“

„Und kein Zeichen in der Wäsche?“
„Nur ein T . . . aber laßt doch das — was regt Ihr Euch d'rum auf, Musche Ole!“

„Vor sechzehn Jahren war das? Also 1873 — und das Kind war zwei Jahre alt?“

Der Alte antwortete nicht mehr. Er legte dem furchtbar Erregten die Hand auf den Mund und warf einen langen,

hilfslosen Blick auf sein Mädchen, das mit neugierigem Staunen dem seltsamen Gramen lauschte.

Da plötzlich stieß Ole Thorsten des Feuermeisters Arm zurück, sprang auf die Füße und taumelte mit langen, schwankenden Schritten durch die offene Thür in die Lagertube hinein und bis an das Klavier. Schwer fiel er auf den Stuhl nieder, der davor stand, und dann — Mortensen und Thyra verfolgten sein Thun mit gespanntester Verblüffung — dann begannen seine abgemagerten, zitternden Finger auf den gelben Tasten eine sehr eintönige und wunderliche Melodie zusammenzusuchen. Wohl griff er in seinem hastigen Ungeschick mehr als einmal falsch, doch war das bei dem Tonwirrwahl, das stets diesem seltsamsten aller Instrumente entquoll — man mochte es anfassen, wie man wollte — gar nicht sehr bemerkbar.

Und nun meinte Ole die Weise getroffen zu haben, denn er fing mit lauterem Anschlag von vorn an und sang dazu mit fast schluchzender, vor innerer Bewegung bebender Stimme:

„Bisjeliroa mit lilla Barn.
Moer hon sidder aa vimjier Barn
Kaar han gaar i Stauinj,
syder Biljt i Rauning,
Syfter gaar i Kornet,
Broer taatar i Hornet.
Tutu! Trara! Tutu!“

Niemand hatte auf Tante Petra acht gegeben. Doch als Ole Thorsten sein kleines Wiegenlied beendet, rückte und raschelte es in dem alten Großvaterstuhl, und ein wunderliches Summen und Zischen ward darin laut.

Da richtete sich der junge Isländer langsam in die Höhe, starrte nach der Kranken hin und lauschte mit verhaltenem Atem.

Auch der Feuermeister und Thyra traten einige Schritte näher, um zu gucken, was Tante Petra da Seltsames anstellte. Und sie sahen sie ganz vorn auf den Sitz gerückt und den kleinen Kopf über ihre Arme gebeugt, die sie, vor der Brust leicht verschränkt, hin und her bewegte, als wiege sie ein Kindchen darin. Eine süße Glückseligkeit verklärte ihre welken Züge. Und jetzt wurde ihr Summen lauter, ihre Lippen mühten sich, Worte, ihre Kehle Töne zu formen, und dann endlich erklang es klar und deutlich aus ihrem seit so langen Jahren verstummten Munde:

„Bisjeliroa mit lilla Barn.
Moer hon sidder aa vimjier Barn
Kaar han gaar i Stauinj,
syder Biljt i Rauning,
Syfter gaar i Kornet,
Broer taatar i Hornet.
Tutu! Trara! Tutu!“

Und während des Gesanges erhob sie sich vom Stuhle und schritt ins Zimmer hinein, immer mit den Armen wiegend — und dann wandte sie sich um — und da stand Ole Thorsten vor ihr mit ausgebreiteten Armen. Sie verstummte plötzlich — ihre Hände sanken schlaff herab — aber ihre Augen öffneten sich weit und starrten in so eignem Glanze zu dem hochgewachsenen Jüngling empor.

„Mutter!“ brach es da schluchzend, stammelnd aus Oles Munde.

Noch einen Schritt that die kleine Frau ihm entgegen, dann taumelte sie, führte die Rechte mit einem Ruck an ihr Herz und stieß einen matten Klagelaut aus. Sie wäre zu Boden gesunken, wenn er sie nicht fest umfaßt und an sich gedrückt hätte.

„Mutter, Mutter, Mutter!“ Weiter kein Wort vermochte er hervorzubringen. Er trug sie, fest an seine Brust geschlossen, den einen Schritt bis zu ihrem Sessel und ließ sie hineinsinken. Und dann glitt er selbst zu ihren Füßen nieder, lehnte den

*) Zu Deutsch etwa:

„Glapopeia, mein Widellind.
Mutter die sitzt und das Garn sie wind't.
Vater der geht in den Wald,
Schleicht das Wild im Roggen bald.
Schwester geht in's Korn,
Bruder tutet in's Horn.“

Kopf gegen ihre Knie und stammelte nur immer das eine Wort: „Mutter, Mutter, Mutter!“

Er nahm ihre mageren Hände in die seinen und bedeckte sie mit Küssen und Thränen und drückte sie und hielt sie fest und ließ sie nicht los — bis er fühlte, daß sie kalt und immer kälter wurden!

Da schwanden ihm zum zweitenmal die Sinne. —

Als er endlich wieder zu sich kam, fand er sich auf dem Sofa liegend und vor ihm, zu seinen Häupten, sah seine schöne Pflegerin und strich ihm leise durch das wirre Haar.

„Thyra!“ seufzte er, wie aus einem seligen Traum von Liebe erwachend. Sie drückt ihm die Hand, und auch aus ihren Augen rannen Thränen, als sie zurückflüsterte: „Mein Bruder, ach! wir wollen uns nun sehr lieb haben!“

„Du weißt . . .?“

„Ja, Vater hat mir alles gesagt.“ — —

In einer schmalen Thalspalte, wo es vor den Winden geschützt lag, hatte Kapitän Mortensen sich ein bescheidenes Gärtchen angelegt. Dort begruben sie Tante Petra am dritten Tage nach ihrem Hinscheiden. Noch war die Verbindung mit dem Festlande nicht herzustellen und ein Sarg daher nicht zu beschaffen. So hatten sie denn die Leiche auf ein Brett gebunden und den Dammebrog, die fröhliche Flagge Dännemarks, das weiße Friedenskreuz auf lustigem Grunde, darüber gebreitet. Kein Priester konnte die Leiche einsegnen zur ewigen Ruhe; ein stummes Gebet und ein paar Thränen der wetterharten Männer, die da entblöhten Hauptes, während der rauhe Nordost sie in den Haaren zauste, an der frischen Grube standen, das war die ganze Feier. Thyra war bei dem Bruder, der von der heftigen Aufregung wieder einen leichten Fieberanfall bekommen hatte, im Hause zurückgeblieben.

„Ob sie mich wohl wiedererkannt hat? Ob sie wohl wußte, daß sie in den Armen ihres Sohnes gelegen hat, ehe der Herzschlag ihrem unnachteten Dasein ein Ende machte?“

Mit solchen Fragen quälte sich Ole auf seinem Krankenlager herum. Wer konnte das wissen!

Aber als das Eis wirklich geschmolzen und das erste Boot vom Festlande nach Islem herübergekommen war, da war auch Ole Thorsten endlich über den Berg und auf bestem Wege, seine Jugendkraft wieder voll zurückzugewinnen.

Eines schönen Tages, als gerade Ole Thorsten dem alten Kapitän Mortensen auf der Station Gesellschaft leistete, fing der Alte ein wenig zaghaft zu fragen an, wie er denn damals darauf verfallen sei, jenes Wiegentlied in dem wunderlichen Dialekt zu singen.

Und Ole erwiderte: „Du hattest mir doch erzählt, Vater — er nannte ihn als Thyras Bruder nun gleichfalls Vater — „Du hattest mir doch erzählt, daß Tante Petra nur noch für Rußland eine Empfänglichkeit und auch ein ganz merkwürdiges Gedächtnis zeige. Und so kam ich auf den Gedanken, daß ihr vielleicht die Erinnerung an meine ersten Kinderjahre wiederkehren möchte, wenn ich ihr das alte dumme Liedchen sänge. Meine Mutter war von der Insel Bornholm gebürtig und hatte eine Magd von dort mit nach Islem gebracht. Die lebt heute noch und steht bei meinem Oheim Gudleif im Dienst. Sie hat mich gewartet, als die Mutter damals vor zwanzig Jahren mit dem Vater auf die große Reise ging, von der sie nicht wieder heimkommen sollten. Sie hatten höchstens ein Jahr ausbleiben wollen und darum mich dort gelassen, denn ich war schon sechs Jahre alt und sollte nun bald zur Schule gehen, deshalb wollten sie mich wohl nicht der Gefahr aussetzen; auch darum nicht, weil ich ja der einzige Thorsten war. Denn Gudleif Thorsten, der um zehn Jahre älter war als mein Vater, rechnete auf keinen Sohn mehr, weil er doch schon an die fünfzehn Jahre verheiratet war ohne allen Kindersegen. Darum war seine Frau auch auf meine Mutter so neidisch, daß sie ihr kaum das liebe Leben gönnen mochte, besonders auch noch deshalb, weil sie so hübsch war, wie in unserem rauhen Lande fast nie ein Weibchen zu sehen ist. Mutter war auch schwach und bleich geworden in der langen Winternacht dort oben, und die Reise nach den Sonnenländern sollte ihr wieder aufhelfen, denn mein Vater wollte nach Spanien und Wein mit heimführen. Sie war eine zarte, kleine Frau und viel zu sanften Gemütes, um ihren Willen durchzusetzen, wenn ein anderer ihr entgegenstand. Darum war es auch gut, daß sie mit dem Vater reiste, denn ein stilles Leben hätte sie gewiß nicht gehabt mit Tante Selja allein im Hause! Mich aber hätte auch der Oheim durchaus nicht mitreisen lassen, selbst wenn meine Eltern es gewollt hätten; denn das stand schon damals fest, daß ich sein Erbe werden sollte, wenn an seinem Weibe nicht noch ein Wunder geschah. Und deswegen nahm er sich auch das Recht

heraus, über mein Leben mit zu bestimmen — meinte auch, ich hätte es nötig, daheim zu bleiben im rauhen Lande und unter seiner Zucht, damit ich hart würde! Ach, was habe ich nicht alles hören und ertragen müssen, von Tante Selja besonders, darum, daß ich meiner Mutter weiches Gemüt geerbt hatte! Die alte Bornholmsche Magd war die einzige, der ich ganz recht war, so, wie ich nun einmal beschaffen, und die mir von meiner sanften schönen Mutter erzählte, wenn ich so traurig und voll Herzensgram zu ihr gelaufen kam, um mich auszuheulen. Sie hat mich auch alle die Lieder gelehrt, die Mutter an meiner Wiege gesungen hatte — und das „Bisjeliroa mit lillja Barn“, das soll ihr Lieblingslied gewesen sein — darum fiel mir das auch zuerst ein. „Thyra“ hieß meine Mutter auch, und nach ihr hatte Vater sein Schiff getauft. Es konnte ja immerhin noch mehr Schiffe des Namens geben; aber das Lied in der eignen Bornholmschen Sprache, wenn sie das noch kannte, die arme Frau in ihrem Jrrsinn, dann mußte sie es sein! Dann konnte ich doch nicht mehr zweifeln, meinst Du nicht auch?“

„Ja, das sollt' ich wohl meinen,“ versetzte der Alte langsam und bedächtig, „das ist nun einmal ganz sicher!“ Und dann paßte er einige mächtige Wolken aus seiner Pfeife und fuhr abgewendeten Blickes fort: „Na, es hilft jetzt doch nichts mehr, und ich bin Dir's schuldig, Ole, daß ich Dir's gestehe: das Bornholmsche Liedchen hatte ich schon oft von ihr gehört, damals in den ersten Jahren, ehe sie so ganz einschlief und für alles abstarb. Sie lief gar oft so in der Stube herum und that als ob sie einen Säugling auf den Armen wiege, gerade so wie in ihrer letzten Stunde. Aber die kleine Thyra hat sie nie so genommen und gewartet — es war, als ob sie gar nicht mehr wüßte, daß das ihr Kind sei! Sie hat wohl immer nur an Dich gedacht, Ole, wenn sie auch nicht vernünftig antworten konnte, wenn man sie um die Vergangenheit fragte. Und, weißt Du, Ole, was ich Dir gestehen wollte: der Gesang und die Bornholmsche Sprache — ich hielt's erst für Schwedisch, aber ein Kamerad, der's einmal hörte, sagte mir, daß es Bornholmsch sei — das hätte wohl einen Anhaltspunkt für neue Nachforschungen gegeben; denn es wären gewiß Leute in Bornholm gewesen, die sie gekannt hätten nach einer genauen Beschreibung in den Blättern. Ich war aber so glücklich, daß sich nach dem ersten öffentlichen Aufruf keine Seele um die Frau und das Kind gemeldet hatte, denn nun konnte es ja mein Kind sein und bleiben. Und ich hatte das Würmchen bald so lieb — es sollte mir ja alles werden, was ich einst für mein Herz am unredlichen Orte gesucht hatte! Ich glaube, ich hätte es nicht verstanden, wenn man mir mein neues Glück und meine stille Hoffnung wieder geraubt hätte. Und darum that ich das Unrecht, darum gab ich auch verhältnismäßig früh das Seefahren auf und ließ mich auf den einsamsten Leuchtturm im Königreiche setzen, ehe ich hierherkam, wo man doch schon nicht mehr so ganz aus der Welt ist. Willst Du mir das vergeben, mein Junge?“

Ole Thorsten drückte die dargebotene Hand fest in der seinen und versetzte in tiefer Bewegung: „Da ist nichts zu vergeben, Vater, Du hast es damit mir gut gemacht; denn Du mußt wissen, was mir dann später 'mal, als die schlimme Tante Selja schon längst begraben war, die alte Magd erzählt hat: da Tante nun einmal gegen Gudleif Thorstens ernsten Willen nichts ausrichten konnte, so wollte sie doch wenigstens etwas von dem schönen Erbe ihrer Familie zu gute kommen lassen und hatte es mit ihren Leuten abgefartet, daß ich später 'mal ein Kind ihrer Schwester heiraten müßte. Nun, daraus wäre freilich nichts geworden, denn ich konnte das Mädchen nachher gar nicht leiden, und außerdem ging es auch noch vor ein paar Jahren mit einem Norweger davon — haha! — Daß ich noch eine Schwester bekommen hatte, das haben wir nie erfahren, wir da oben, es wäre auch wohl der Tante Selja sehr zuwider gewesen, wenn sie's hätte erleben müssen, daß noch eins von der fremden Brut sich bei ihr im Hause eingenistet hätte! Und so wie ich sie kenne, sollte mich's auch wahrhaftig nicht wunder nehmen, wenn sie es mit Gewalt hintertrieben hätte, falls der Alte etwa von den Geretteten der „Thyra“ doch was zu wissen bekommen und Lust verspürt hätte, die kranke Schwägerin und die kleine Nichte zu sich zu holen. So erklärt sich's ja auch am leichtesten, daß damals auf den Aufruf gar keine Antwort kam.“

„Hör', Ole . . .“ begann der Feuermeister nach längerem Schweigen mit leicht bebender Stimme. „Wenn Du jetzt heimfährst, wirst Du die Schwester — mitnehmen?“

Ehe er antworten konnte, trat Thyra selbst in das enge Nachtsübchen herein und meldete sich fröhlich zur Ablösung.

Da zog sie der Bruder an sich, güdte ihr ernsthaft in die Augen und sprach: „Du, Thyra, Vater will wissen, ob Du mit nach Reiskjanes gehst, wenn ich nun reise. Ich meine, das verfehlt sich doch ganz von selbst, nicht wahr?“

Sie fuhr ihm mit ihren zehn Fingern in den inzwischen noch viel dicker gewordenen schwarzen Haarwust und drückte ihn so von sich ab, indem sie lachend, aber bestimmend rief: „Nein, das versteht sich gar nicht von selbst, Du ungehorsamer Abjalon! Denn Du mußt wissen, ich habe ein Gelübde gethan, den Vater Mortensen nie zu verlassen, wenn ich nicht einen Mann finde, den ich so schrecklich liebe, daß ich ihn heiraten muß. Na, und der Wundermann wird nicht so leicht zu beschaffen sein, denn — Du weißt es ja, Ole, nicht wahr? — er müßte ja sogar noch viel bezaubernder sein, als selbst Du! Wenn nicht der Himmel noch einmal ein Eingehen hat und mir den großartigen Zukünftigen auch noch als Strandgut anschwemmt, dann weiß ich wirklich nicht, wie ich von dem alten gräßlichen Feuerturn fortkommen soll. Aber der Himmel wirft mit liebenswürdigen Ehemännern nicht so um sich, wie mit langweiligen Brüdern! Ach, ich werde wohl alte Jungfer werden und schließlich mich mit Assistentenpension zur Ruhe setzen. Aber dann, das verspreche ich Dir, langer Ole, dann kommen wir beide nach Reiskjanes, Vater Mortensen und ich; und die alte, wadelige Tante Thyra wiegt Dir Dein Jüngstes und kräftigt dazu:

„Bisefiroa mit Illja Barn,
Tanten hon sidder aa vinjer Barn.
Tutul Trara! Tutul!“

(Nachdruck verboten.)

Königstreue Junker.

Die wohlgesinnte Presse traktiert den militärischen Umsturz in Serbien mit einem Eifer, der darauf schließen läßt, daß den Ordnungsfreunden die Belgrader Katastrophe für den Philister geeignet erscheint: zu einem „Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen“. Die Geschehnisse auf dem Balkan sollen nach Absicht jener Fabrikanten öffentlicher Meinung die Aufmerksamkeit von der brennenden innerpolitischen Frage der Reichstagswahlen ablenken. Nicht allein von dem neuen Serbenkönig in statu nascendi aber gilt, was Platen in einem Polenlied an den preussischen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. sagt:

„Nur rühm' er nicht sich und erdichte
Ein göttlich' Recht. Es ruft Geschichte
Ihr lautes Nein.
Wie manche, deren Gräber sprechen,
Erlangten Kronen durch Verbrechen:
Kann ein Verbrechen göttlich sein?
Manch Reich entstand durch Schwert und Flamme,
Es ist von manchem hohen Stamme
Die Wurzel faul.“

Damit sticht Platen wohl in erster Linie auf die beiden russischen Kasakrevolutionen, durch die 1801 des Polenschlächters Nikolaus Bruder Alexander über die Reiche des Vaters weg, 1762 des würdigen Bruderpaars ebenbürtige Großmutter über die der eignen Gatten zur Herrschaft gelangten.

Aber man braucht gar nicht in die Ferne zu schweifen, um Anlässe an den serbischen Nordspießatol zu hören. Unser eignes Vaterland besitzt eine Gattung von Menschen, die zwar auf den Gehorjam gegen den obersten Kriegsherrn eingeschworen sind und aus der Königstreue ein Handwerk machen, die aber damit drohen, die Throne krachen zu lassen, wenn nicht alles nach ihrem selbstjüchtigen Willen geht. Von dieser angenehmen Sorte war aber der Monarchismus des Junkertums von jeher; schon Chamisso wußte das, als er 1826 den Edelstier und Westen das bekannte Wort in den Mund legte:

„Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.“

In Prosa sagte noch früher dasselbe der Königsberger Nationalökonom Kraus, zur Zeit der Freiheitskriege und der Stein-Gardenberg'schen Reformen, der bedeutendste Vertreter von Adam Smith's Lehren in Deutschland: „Der preussische Staat, weit entfernt, eine unumfchränkte Monarchie zu sein, ist eine etwas verschleierte Aristokratie“. Dasselbe aber sagte gleichzeitig auch das Junkertum selber durch den Mund seines Wortführers in der Opposition gegen die Reformpolitik, des Freiherrn von der Marwitz. Der entrüstet sich 1812 darüber, daß der Adlige „ein Mensch sein solle, wie ein anderer“, während er doch nichts anders sei, „als ein grundbesitzender Herr mit verfassungsmäßigen Rechten, ein Vasall, der seinem Landesherren Treue, seinem Vaterlande den Schutz seines Schwertes schuldig sei, übrigens aber auf seinem eignen Boden zu befehlen habe“. Ihm zufolge hatte der brandenburgisch-preussische

Staat von Geschichtswegen eine republikanische, nicht eine despotische Verfassung. Erst die Einführung des römischen Rechts und die Politik der Hohenzollern, vor denen die Junker längst im Lande waren, habe diese glückliche Adelsrepublik untergraben. „Es ist noch eine große Frage“, meint Marwitz dreist, „ob die Auibols, Hochows usw. so schlecht waren, wie die den Fürsten ergebene Schriftsteller sie schildern.“

Sieht man von dieser Verstillung der adeligen Straßenräuber ab, und nimmt man von der Adelsrepublik das Prädikat „glücklich“ weg, so ist gegen das Glaubensbekenntnis der Herren von der Marwitz im übrigen nicht viel einzuwenden. Wie das Junkertum die Juhronisierung der Hohenzollern in der Mark begründet, ist allzu bekannt, um der Erwähnung zu bedürfen. Mächtigste weiß auch, daß noch gegen 1800 die Liebe der mächtigen Junker zu ihrem angestammten Herrschergeschlecht von Gottes Gnaden so groß war, daß sich unter ihnen vor lauter moralischer Entrüstung über die Einrichtung erblicher Ränder aus gutem Samen ein Komplott zur Ermordung Joachims I. bildete, und daß der Kammerherr von Osterfeld dem Kurfürsten einen Bettel auf die Thür klebte, der latonisch magnte:

„Jochimken, Jochimken, höbe dy,
Wo toh dy krygen, hängen toh dy.“

Aber die ganze ältere Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates ist voll von ähnlichen Beweisen adliger Königstreue, junkerlichen Respekts vor dem Gottesgnadentum. Wenn die christliche Ritterchaft dem Kurfürsten gerade einmal nicht mit Waffengewalt entgegentrat — im offenen Krieg, wie die Märker noch unter Joachim I., die Pommern unter Friedrich II. thaten, so wurden die Landesherren dadurch matt gesetzt, daß die Stände ihnen die Hölle und Steuern verweigerten. Markgraf Johann z. V., der für Albrecht Achilles in Brandenburg regierte, konnte lange Zeit nicht heiraten, weil es ihm durch die Remitzung der Junker an den nötigen Geldern fehlte. Jeder Groischen mußte ihnen mit Aufgebung der wichtigsten staatlichen Hoheitsrechte bezahlt werden, und die Bauernschaft bezahlte schließlich die Peche, indem sie mit Leib und Gut in die Hände der Junker überantwortet wurden, denen die Adelsrepublik dann freilich „glücklich“ vorkommen mochte.

Der herkömmlichen Legende zufolge wäre nun diesem ganzen Wesen durch den Absolutismus eines Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den die höfische Geschichtsschreibung den Großen getauft hat, ein Ende bereitet worden. Die Hohenzollern sollen dem früher hochbeinigen Junkertum jene echte Königstreue eingepfropft haben, die mit dem angekommenen Monarchen durch die und dünn geht und landesherrliche Befehle ohne Murren ausführt, auch wenn sie wunderbar erscheinen. Die unverschämte Geschichte weiß davon aber rein gar nichts. König Friedrich Wilhelm I. hat zwar gegenüber dem ostpreussischen Adel die Absicht ausgesprochen: „Den Junkers Ihre Dittorität Niposwollam („wir erlauben es nicht“) wird ruiniret werden“. Es ist ihm aber nicht gelungen. Sein Nachfolger Friedrich II. hat in der demütigendsten Form die Erfahrung machen müssen, daß jene von der polnischen Adelsrepublik übernommene Zauberformel des preussischen Junkertums nach wie vor gelte, daß er nur absolut sei, soweit er seinen Junkern den Willen thue. In einem Augenblick königlichen Größenwahns ist der König bald nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges auf die Idee verfallen, dem pommerschen Adel von Stolberg aus am 23. Mai 1763 die Freilassung der ländlichen Sklaven in ungewöhnlicher Weise anzubefehlen: „Sollen absolut, und ohne das geringste Raisonnieren, alle Leibeigenschaften, sowohl in königlichen, Abtigen, als Städtieigentumsbürgern, von Stund an gänzlich abgeschafft werden, und alle diejenigen, so sich dagegen opponieren würden, soweit möglich mit Güte, in deren Entziehung aber mit force dahin gebracht werden, daß diese von Sr. M. festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde.“ Diese Probe auf das Exempel, ob die Junker „Königstreue“ seien, fiel in einer Weise aus, die auf Friedrich geradezu niederschmetternd gewirkt haben muß. Keine adlige Menschenseele dachte im Traume daran, dem Käs gemäß die leibeigenen Seelen aus den Klauen zu lassen, und kein adliger Beamter rührte einen Finger, um dem königlichen Befehl Nachachtung zu verschaffen. Und anstatt sich des „Raisonnierens“ zu begeben, kamen am 29. Juni 1763 die Landstände in Demmin zusammen, und erklärten mit frecher Wortflauberei, bei ihnen gebe es gar keine Leibeigenschaft, sondern bloß Gutshörigkeit. Die aber sei ihr verfassungsmäßiges Recht, auf das sie nicht verzichten könnten. In der dem Junkertum geläufigen Kasernensprache heißt dies ganze Verfahren Gehorsamsverweigerung. Friedrich sah nun ein, daß er es mit der „force“ gar nicht erst versuchen dürfe, wenn er nicht eine Junkerrevolution erleben wolle; denn die Armee ward von den Junkern befehligt. Er kroch also zu Kreuze, indem er im folgenden Jahre eine Bauernordnung erließ, die den Junkern alle Sklavenhalterrechte bestätigte.

In dem nächsten halben Jahrhundert hatten die Junker, weil ihre Interessen respektiert wurden, keine Ursache gegen das Königtum zu rebellieren. Dann aber betrafen sie, daß sie auch vor den revolutionärsten Mitteln nicht zurückschrecken, wenn es ihnen notwendig erscheine. Nach dem großen Zusammenbruch des Junkerstaates, der nach Jena benannt wird, unternahmen die Stein und Gardenberg den Versuch, Preußen nach französischem Muster umzugestalten. Sobald die Junker sich von der ersten Betäubung infolge der Niederlagen erholt hatten, wehrten sie sich mit Zähnen und Nägeln gegen alle Reformen, die ihrer hergebrachten Macht und Herrlichkeit Abbruch thun könnten. Wie drohend sie dabei wurden,

beweist schon jene Offenherzigkeit des Herrn v. B. Martwig, die eingangs citirt wurde. Und sie fechten ihren Kopf wieder durch: anstatt daß, wie die Absicht der Reformen gewesen war, im Osten die Junker einen großen Teil ihres alten Raubes herausgeben mußten, bekamen sie noch mehr dazu: damit schloß das Reformwerk 1816.

Inzwischen aber hatten die Junker bereits aus anderer Ursache bewiesen, daß sie nötigenfalls auch in Sachen der Bauerbefreiung mit revolutionären Waffen gekämpft haben würden. 1812 war schon klar, daß für die Junker das Vaterland verteidigungswert bleiben werde, und so waren sie gesonnen, die Katastrophe der großen Armee in Rußland zur Vertreibung der Franzosen aus dem Junkerparadies zu benutzen. Dagegen war aber König Friedrich Wilhelm III. nicht im mindesten gewillt, gegen seinen Verbündeten Napoleon loszuschlagen; es fehlte ihm sowohl an Lust wie an Mut. Früher wurde die Legende folportiert, der König habe in jenen Tagen ein diplomatisches „Doppelspiel“ getrieben; seine fortgesetzten Freundschaftsbeteuerungen gegenüber Napoleon seien bloße Heuchelei gewesen. Eine solche verschmitzte Taktik ging aber weit über Friedrich Wilhelms beschränkten Horizont hinaus. Es ist längst festgestellt, daß der König, ebenso wie er Pörs eigenmächtige Verbrüderung mit den Russen aus schärfste mißbilligt hat, auch nachher gegen seinen Willen, gewaltsam, durch revolutionäre Maßregeln der Junker in den Krieg mit Frankreich hineingezwungen worden ist. Generale und Beamte, alles handelte auf eigne Faust und gegen seine ausdrücklichen Befehle. Ein wohlunterrichteter Diplomat schrieb damals folgendes: „Wenn der König zögert, die ihm von der Nation zur Verfügung gestellten Mittel anzuwenden oder auch nur die Anstrengungen Rußlands zur Herstellung der Monarchie zu unterstützen, halte ich eine Revolution für unabweislich, und wahrscheinlich wird dann die Armee mit ihrem Beispiel vorangehen und das Signal geben.“ Der Junker- und Militärrevolution ist damals, soweit sie nicht ohnehin Thatfache war, allein dadurch vorgebeugt worden, daß der König sich schweren Herzens in das Unabänderliche schickte.

Im hellsten Licht aber strahlt die Königstreue des preussischen Adels im tollen Jahre, nachdem die Berliner Arbeiter die Garde aus Berlin hinausgeworfen haben, der König Friedrich Wilhelm IV. die feierlichsten Verpflichtungen eingegangen ist, dem Volk sein Recht werden zu lassen. Verzweiflung ergreift die Junker, die den Tag der Abrechnung mit dem ländlichen Proletariat nahen sehen. Ihr energischer Mann, Bismarck, wird der Wortführer ihrer rasenden Wut über den König, der ihre heiligsten Rechte an die Canaille verraten hat, und sucht nun nicht mehr noch minder zu stande zu bringen, als eine Meuterei der Truppen gegen den obersten Kriegsherrn. Bismarck selber erzählt die Sache in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ gemüthlich, als wenn es die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre. Zunächst sucht er den General v. Prittwitz, der am 18. März in Berlin kommandiert hat, zum Angriff auf die Hauptstadt scharf zu machen, bekommt aber die Antwort: „Ohne Befehl kann ich nicht angreifen.“ Nun stellt Bismarck dem Prinzen Friedrich Karl vor, wie wichtig es sei, daß die Armee auch ohne Befehl handle. Der Prinz fühlt sich aber zu jung, um bei solcher Palastrevolution den Führer zu machen. So versucht Bismarck wieder in Potsdam bei den Generalen v. Mollendorf und v. Prittwitz sein Glück mit dem Plan „selbständigen Handelns“. „Wie wollen wir das anfangen?“ fragt schwankend Prittwitz. Anstatt aller Antwort klinkert Bismarck auf dem Klavier den Infanteriemarsch zum Angriff. Der General umarmt ihn weinend und ruft: „Wenn Sie uns das besorgen könnten!“ Bismarck: „Kann ich nicht; aber wenn Sie es ohne Befehl thun, was kann Ihnen dann geschehen?“ Prittwitz erklärt sich nun bereit, die Sache zu machen, wenn er wüßte, daß die kommandierenden Generale v. Wrangel und v. Hedemann mitmachen. Bismarck läßt demgemäß Wrangel sondieren und bekommt die Auskunft: „Das Prittwitz thut, thue ich auch.“ Zwei Hauptführer der Militärverschörung waren somit gewonnen. Der General v. Hedemann in Magdeburg aber machte einen Strich durch den ganzen sauberen Plan, indem er den angereist gekommenen Bismarck als Hochverräter verhaften zu lassen drohte.

Bismarck mußte sich also säleumigt verduften. Er kam gerade zeitig genug wieder nach Potsdam, um sich zu überzeugen, daß wenigstens das Offiziercorps der Garde zur Meuterei gegen den König reif war. Am 25. März 1848 hielt der König im Marmorfaal den sämtlichen Garde-Offizieren eine Ansprache — mit Bittern und Jagen; schleichend trat er unter sie, wie Bismarck sagt. „Bei den Worten: „Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze meiner Bürger.“ erhob sich ein Murren und Aufstoßen von Säbelscheiden, wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird.“ So sah damals die vielgerühmte Disciplin, der schweigende Gehorsam im Elitecorps der preussischen Armee aus. Der König flüchtete ja nun alsbald aus dem Schutze seiner Bürger wieder unter den Schutze seiner Junker. Er hat nie wieder gegen den Stachel gelodt. Es möchte ihm auch schlecht bekommen sein, die Interessen der Junker im Stiche zu lassen. Sie hätten dann sicher in die Welt hinausposaunt, daß der König nicht so recht bei Verstand sei, um ihn zu stürzen. So aber hielten sie ihn, im klaren Bewußtsein, daß er geistesgestört sei, auf dem Thron, um, durch das Gottesgnadentum gedeckt, das Land zu regieren. Als sie ihn schließlich volens volens fallen lassen mußten, haben sie noch ein Palastrevolutionchen ver-

sucht, um den bei ihnen mißliebigen Prinzen von Preußen von der Regierung fernzuhalten: der Königin Elisabeth wollten sie die Herrschaft zuschanzen, auf die sie nicht den geringsten Anspruch hatte. Wenn das nicht gelungen ist — am guten Willen der Junker hat es nicht gefehlt. Sie haben gar keinen Grund, angeichts der Belgrader Ereignisse pharisäerhaft zu klagen: „Herr Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie dieser Pölnner.“ Wenn man die Königstreue Bismarcks und aller Seinesgleichen bei Lichte besieht, die auf seinem Standpunkt von 1848 stehen: „Ich bin ein Junker und will Vorteile davon haben,“ so begreift man, daß er am 2. Juli 1859 an seine Gattin schrieb: „Es ist nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel.“ — Dr. A. Conrady.

Kleines feuilleton.

Schlacht-Tag.

Nun flattere auf und fliege
Du rotes Sieg-Banner,
Allüberall, wohin Du schauft,
Das Volk es steßt zu Dir.

Als freie Männer streiten wir,
Wer Sklav' sein will, verrede,
Oder trage den rüudigen Hund bergauf,
Daß Schand und Schmach ihn dede!

Es singt in uns, es klingt in uns:
Der Tag muß unser werden
In Stadt und Land. Dann Fried' und Freud'
Allhie auf deutscher Erden. — Hans Franl.

Humoristisches.

— Wissenschaft. „Da ich in meiner letzten Arbeit über die Substanz des assyrischen Brotes mich des weiteren verbreiten mußte, habe ich mich bemüht gesehen, mich über die Zusammensetzung des heute verwendeten zu informieren, und ich habe dabei gefunden, daß dieses Hauptnahrungsmittel des Menschengeschlechtes aus dem sogenannten Mehl bereitet ist.“ —

— Nach der Wahlversammlung. „Der Malefizwirt hat uns Schwarze viel besser eing'schenkt, als wie de Bauernbinder; wie's nachher zum Reden kumma is, hamn mir alle an Zungaschlag g'habt.“ —

— Ein Diplomat. „Nun, Herr Gastgeber, Sie müssen doch auch wählen; wem geben Sie Ihre Stimm'?" — „Na, da muß i wart'n, wer's meiste gluffa hat!“ — („Simplicissimus.“)

— Ein Vielgeplagter. „Wenn nur der Studud die Sports-leut' holen thät! Mein ganzes Vieh fahren mir die Automobil zusammen; das Dach von meinem Häusl hat ein Luftballon mitg'nommen; mich selber hat ein Sonntagjäger in die Wadel g'schossen; meine Alte hat mir ein Angler wegg'fischt, und seit meine Tochter sich in einen Nader verliebt hat, hat i ein Radl z'viel!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Arbeiten am Technolexikon, das der Verein deutscher Ingenieure herausgibt, nehmen regen Fortgang. Die Zahl der Wortzettel ist auf 1 100 000 gestiegen, die Zahl der mitarbeitenden Vereine in Deutschland auf 272, in England auf 42, in Frankreich auf 27, die Zahl der Einzelmitarbeiter in diesen Ländern auf 1550, 355, 28. —

— Das Sächsische Volks-Theater wird vom 20. Juni an längere Zeit im Thalia-Theater gastieren. —

— Hermann Lumpe hat eine große Oper vollendet, deren Handlung dem indischen Sagentreife entnommen ist; die Erstaufführung wird im nächsten Winter im Münchener Hof-Theater erfolgen. —

— Preisgekröntes Kinder-Spielzeug. Aus dem vom bayrischen Gewerbemuseum in Nürnberg veranstalteten Wettbewerb zur Erlangung künstlerischer Entwürfe zu charakteristischen Holzspielachen gingen als Sieger hervor: Für Kinderstuben-Möbel Karl Kunst, Otto Geigenberger, Karl Neimann, sämtlich in München, und Richard Müller-Wien; für Kasperl-Theater: Ivo Ruhann in Baden-Baden; für Stadt zum Aufstellen, Schäßerei, Försterei, Arche Noah und Soldaten: H. H. Bauer-München, August Geigenberger-Wasserburg a. J., Karl Soffel-Schleißheim, Bernhard Halbreiter-München und Marie v. Uchatius-Wien; für Schaustelwerk: Paul Maienisch-Dresden; für Bauernhochzeit: Fritz Kleinhempel-Dresden. —

— Die Gesamtzahl der Kalmlüden, deren Verwaltung gegenwärtig an das russische Ministerium des Innern übergeht, erreicht 146 000 Seelen beiderlei Geschlechts; von diesen kommen über 134 000 auf das Gouvernement Astrachan. —